Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 21

Artikel: Die Barettlitochter [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574816

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Barettlitochter.

Novelle von **Jakob Boßhart**, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

VI.

Fürsprech Keßler, dessen Stimme in der stillen Waldnacht wie ein munterer Quell geklungen hatte, unterbrach seine Erzählung und sagte zu den Freunden: „Der Himmel schickt uns einen Laternenträger, daß er uns heimleuchte, mich dünkt, er kommt uns gelegen und zu rechter Zeit.“ Dies sprechend, zeigte er nach dem Mond, der, durch die schwarzen Aeste und Blätter schimmernd, langsam emporstieg, um im Vorbeigehen einen freundlichen Blick in die Waldlichtung hinabzuwerfen und im Teiche sein gutes Antlitz zu begucken.

„Ich möchte hier die ganze Nacht verweilen,“ sagte Büchner, „frei von irdischer Last, wie der Mond, der dort oben schwebt, und möchte dabei Ihrer Aristokratengeschichte lauschen, wie auf einer glücklichen Insel dem fernen Echo einer übel bestellten Welt . . .“

„Und schließlich aufspringen und uns ‚Dantons Tod‘ vortragen, wie Sie es gestern Abend gethan, als ich Ihnen zu Bette leuchtete!“ unterbrach ihn Ludwig Snell lachend.

„Das reinste Glück leben wir in der Welt der Dichtung“, entgegnete Büchner. „Erzählen Sie weiter, Herr Keßler, damit ich lausche und in mir selber schaffe; denn meine eigene Art wird am lebendigsten in mir, wenn ich fremde höre.“

„Meine Geschichte geht zu Ende . . .“

„Spinnen Sie sie aus, es ist schade für die Nacht.“

„Ausspinnen? Nein, das überlasse ich den Poeten, Ihnen und Ihresgleichen; meine Phantasie gleicht nicht dem Vogel, der sich hoch in die Lüfte schwingt und Dinge sieht, die andern verborgen bleiben, sie kann kaum flattern, sie ist ein bescheidener Hausvogel, der es auf einen Brunnen, und wenn es verwegen zugeht, auf ein Dach bringt.“

Büchner lachte über den Vergleich und Keßler fuhr weiter: „Junger Freund, es wird hier kühl, nehmen Sie sich vor unserm Frühling in Acht! Er ist dem Winter zu nah, der in den Bergen haust und ein eher rauher als milder Kamerad. Wollen Sie die Nacht genießen, so folgen Sie mir vor den Wald und übers Feld hin.“

Und er führte seine Gäste durch das unheimliche Dunkel des Waldes hinaus in das freundliche Mondlicht. Auf den Dächern der Stadt und auf dem ganzen Lande bis hin zu den Schneegebirgen lag ein lieblicher Silberglanz, und unten auf der Aare tanzte das Licht auf goldenen Wellen; die Schatten der Bäume aber und die dunkeln Wälder an den nahen Hügeln verliehen dem Bilde jenen milden Ernst, der der Seele so wohl thut und uns die Mondnächte lieb macht.

„Ich muß meiner Geschichte Ende suchen,“ sagte Keßler, als er mit seinen Gefährten auf der stillen Allee dahinschritt. „Es geht mir mit Jugenderinnerungen wie dem Zauberer mit den Geistern, die er aus ihrer Abgeschiedenheit gerufen hat: bringe ich sie nicht wieder zur Ruhe, so verfolgen sie mich rastlos und ich fühle sie beständig im Nacken. Folgen Sie mir also in das Galdische Haus an der Marktgasse; ich öffne die Pforten und Sie schauen hinein.

Unten sitzt der Blinde in der Nähe des Ofens und sinnt in seiner Dunkelheit bald mit verklärter, bald mit umwölkter Stirne. Walthard ist schon am frühen Morgen ausgegangen; tagsüber drillt er seine Jäger, abends begibt er sich in den Ratssaal, um tauben Ohren zu predigen. Der gute Präceptor Wiegsam sitzt mit Berni in einer Ecke und wirft ihm Mensa und bellum und consul in allen Formen an den Kopf und manchmal ein ganzes Buch voll lateinischer Brocken auf einmal; oder er zeigt dem erstaunten Knaben, wie das

einfältige Wörtchen amare ein ganzer Webstuhl ist, an dem das Schifflein Zunge wohl 20 Ellen in einem Zuge müsse herunterweben können, ohne ein einziges Webernest zu machen. Und hat er seine Lektion in heiligem Eifer geschlossen, greift er zum Strickzeug, steckt den Knäuel in die Hosentasche und zuweilen in den Mund und geht strickend im Zimmer auf und ab, ein lustiger Anblick, während Berni sich zu dem Blinden setzt und ihm einen erbaulichen Text aus der heiligen Schrift vorliest. Und an die Schrift knüpft der Greis Betrachtungen über das Leben und über die Menschen, die sich dem Knaben unvergeßlich einprägen: es ist, als grabe der Greis seine Weisheit mit einem Stifte in die junge Seele. Berni hat später zu den Füßen berühmter Lehrer gesessen, aber von keinem hat er so viel gelernt, wie von dem Blinden; denn der bot ihm nicht Früchte des Studiums, sondern des Lebens.

Oben im zweiten Stockwerk hat Julia sich eingerichtet, wie eine Garnison in einer bedrohten Festung. Vor der Thüre liegt eine gewaltige Dogge mit grimmigem Blick und Wolfszähnen. Schon mehrmals hat sie das ganze Haus in Aufregung versetzt, indem sie dem harmlosen Bernhardiner, der vom ersten Stockwerk heraufgetappt war, um ihr einen Besuch abzustatten, wütend anfiel. Durch die Thüre, welche die Dogge bewacht, kann Frohmut und Seelenfrieden nicht eintreten; es ist frostig und düster in dem Raume trotz des wärmenden Kachelofens und trotz der Sonnenstrahlen, die durch die Scheiben brechen. In einem Alkoven, hinter gelben seidenen Vorhängen, liegt Julias Vater, mürrisch und verdrossen wie das Möpschen, das sich zu seinen Füßen auf der Bettdecke dehnt, halb schlafend und halb wach, beständig von einer Fliege belästigt, der einzigen, die in der Stube überwintert. Die strenge Kälte und noch mehr der Umzug in das neue Heim und die damit verbundene Aufregung haben den alten Heidek aufs Siechbett geworfen, und nun meint er, die ganze Welt sollte Anteil an seinem Leiden nehmen und nach ihm sehen. Er langweilt sich zu Tode wie ein Gefangener im Turm, und ist ein recht unbequemer Patient. Seine Tochter liest ihm zuweilen aus einem Buche oder aus einer Zeitung vor; aber das behagt ihm nie auf die Dauer, er möchte plaudern, mit seiner Zunge andere Leute versäbeln und sich am Stadtklatsch ergötzen und ermuntern.

Draußen knurrt die Dogge und schlägt an. Julia eilt an die Thüre und öffnet. Berni tritt schüchtern herein, von den bösen Augen des Hundes verfolgt; er bringt einen Brief, den ihm sein junger Meister übergeben. Julia zögert und erbricht endlich gleichgültig das Schreiben.

Drei Wochen hatte Walthard verstreichen lassen, ohne seine Frau an ihn zu erinnern; denn er wollte ihr Zeit lassen, ruhiger zu werden. Auch jetzt schreibt er kein Wort von sich selber, er weiß, daß Julia lebhaft für ihre Vaterstadt empfindet, und so berichtet er vom Staat und der wachsenden, täglich näher rückenden Gefahr und der Blindheit der Landesherren.

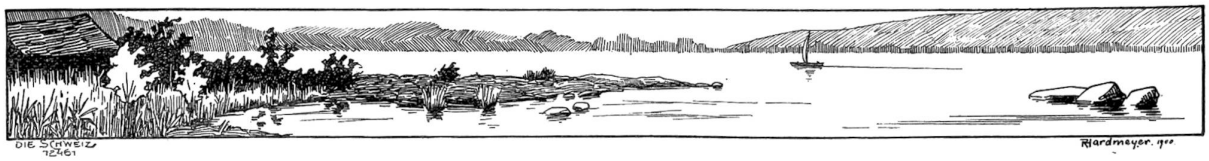
Während Julia liest, beginnt ihr Vater mit Berni zu plaudern. ‚Von was spricht die Stadt? Ist niemand bestohlen oder ermordet worden? Was treibt der blinde Galdi? Höre, Julia, es wäre keine Sünde, wenn mein Freund Galdi einmal zu mir käme und nach meinem Zustand schaute, will sagen, mit mir etwas plauderte; in der Einsamkeit muß man ja sterben, es sei an der Zeit oder nicht! Schick' ihm ein Wort durch das Bübchen. Willst du mich vielleicht in meinem Bette lebendig verwesen lassen?'

So drängelte der Alte, bis Julia zu Berni sagte: ‚Melde deinem alten Meister, ich lasse ihn bitten, einmal zu uns heraufzusteigen, mein Vater sei nicht wohl.'

Am Nachmittag führte Berni den Blinden die Treppe empor. Der alte Heidek that beim Eintreten seines Freundes, als hätte es gegolten, in der nächsten Viertelstunde den Geist aufzugeben und fand des Aechzens und Stöhnens kein Ende. Der Blinde aber setzte sich zu ihm, redete ihm die Grillen aus dem schwächlichen Gemüt und wußte das Gespräch so heiter zu wenden, daß der Patient sich bald ermunterte, wie eine halb erstarrte Fliege an der Sonne.

Auch an Julia, die ab- und zuging, richtete der alte Galdi etwa seine Rede; sie hatte für ihn nur kurze Antworten, aber seine offene Art und die schlichten und heiteren Worte, die er in seiner Finsternis fand, thaten ihr wohler, als sie es sich eingestand, und als er nach etwa zwei Stunden sich wegführen ließ, bat sie ihn wiederzukommen, wenn ihn das Herz treibe.

Und das Herz trieb ihn von da an täglich hinauf; er fühlte, wie traurig Julia zu Mute war und nahm sich vor, ihre Herzensqualen zu mildern. Aber sie war eine schlimme Patientin und bedurfte eines geschickten Arztes, der mit Seelen umzugehen verstand, wie der Künstler mit sprödem Marmor. Sie, die sonst so offen und froh gewesen, war in wenigen Monaten mißtrauisch



und verschlossen geworden; freilich thaten ihr des Blinden Ruhe, Heiterkeit und Lebensweisheit wohl, aber gerade deswegen nahm sie sich doppelt vor ihm in Acht, sich sagend: er ist ein schlauer Fuchs, der sich bei mir einschmeicheln will und die erste Gelegenheit benutzen wird, sich zum Anwalt seines Sohnes zu machen.

Ihm entging dieser Argwohn nicht, er hörte ihn im Klang ihrer Stimme, er fühlte ihn in der Kälte und Behutsamkeit ihrer Antworten; aber er ließ sich nicht abschrecken und war unerschöpflich in Mitteln, ihre Gedanken auf frohe Dinge zu lenken. So heilte er sie allmählich von ihrer Vertrauenslosigkeit wie der umsichtige Arzt gewisse Uebel hebt: nicht indem er sie geradeswegs angreift, sondern indem er den ganzen Organismus so kräftigt, daß er sich seiner Schäden von selber erwehrt.

Eines Tages, als der alte Heidek plaudernd eingeschlafen war, blieben Julia und der Blinde an seinem Bette sitzen und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen über die Not des Landes. Sie beklagte, daß ihr, als einem Weibe, die Arme gefesselt seien und der Wille brach liegen müsse, und daß sie für die Heimat nichts thun könne als hoffen und beten und trauern.

Er tröstete sie mit seinem eigenen Lose, das ihn ja auch zur Thatlosigkeit verdamme. ‚Aber,‘ sagte er, ‚lassen wir uns deshalb nicht entmutigen und nicht abhalten, das zu thun, was wir vermögen. Sieh', kein Mensch ist nutzlos, so lange gute Gedanken und Gefühle in ihm entstehen und leben. Lieben wir unsere Stadt wie ein Seliger seinen Himmel lieben mag; und wenn eine große Schar thut wie wir, und wäre es auch eine Schar Ohnmächtiger, so ist das wie eine lebendige Glut unter der Asche: niemand achtet darauf, aber ihre Wärme wird von vielen gefühlt, und bläst nun gar ein guter Wind darauf, so entsteht ein Feuer, das alles ansteckt und zum Himmel auflodert. Solch ein Feuer, das aus dem Herzen des Volkes flackert, brauchen wir in der Zeit der Not; steuern wir unser Flämmchen zu dem großen Brande bei, und wir thun auch etwas für die Heimat.‘

In dieser Weise redete er zu ihr und schloß also: ‚Höre mich an, Julia, wir sind wie zwei Schiffbrüchige auf einer Insel, darum sollten wir zusammenhalten; wir sind von der Welt abgeschieden und sollten eine Welt für uns bilden, eines des andern Trost und Kraft. Fasse Vertrauen zu mir.‘

Sie faßte seine Hand, ohne ein Wort zu erwidern. Von da an war der Blinde häufiger in Heideks als im eigenen Wohnraum, und immer, wenn er dort saß, war der Friede um ihn und manchmal auch die Heiterkeit, trotz der trostlosen Lage des Landes und trotz der düstern Wintertage.

Was das obere Stockwerk gewann, verlor das untere: Walthard wurde täglich verdrießlicher, denn nichts wollte ihm nach seinem Wunsche geraten: er gehörte im Rate der Kriegspartei an, deren Losung war, den Feind, bevor er seine Kräfte gesammelt hätte, offen anzugreifen, die aber dem großen, eines mannhaften Entschlusses unfähigen Haufen gegenüber stets ohnmächtig dastand. Kehrte er aus dem Ratssaal nach Hause zurück und überschritt er die Schwelle, so gähnte ihn eine trostlose Oede an: er war verheiratet und hatte weder Herd noch Weib, und da, wo seine Liebe hinstrebte, hauste der Haß. Allabendlich setzte er sich neben seinen Vater und bestürmte ihn mit Fragen: ‚Warst du heute bei ihr? Worüber spracht ihr? Hat sie von meinem Brief, von mir nichts gesagt? Keine Hoffnung?‘ Und hatte ihm der Alte der Wahrheit gemäß berichtet und ihn zu Ruhe und Geduld ermahnt, so ging er hin und warf aufs Papier, was ihm das Herz bewegte und die Brust beklemmte. Hatte er es in den ersten Briefen vermieden, von sich selber zu reden, so breitete er nun vor Julia alles aus, was seinen Geist und seine Zeit füllte. Er berichtete von seinen Jägern und ihrer trefflichen Mannszucht und wie er sie einmal durch die Gassen der Stadt zu führen gedenke, um dem mißmutigen Volke ein erbauliches Beispiel zu geben und die da und dort schlummernde Vaterlandsliebe wachzurufen. Julia möchte, wenn Trommeln und Pfeifen erschallten, ans Fenster treten und sich die wackere Mannschaft ansehen.

Als der feurige Bernermarsch durch die Stadt gellte, eilte alles Volk auf die Gasse, und manches Herz pochte wie in den Tagen von Laupen, auch Julias, aber sie öffnete das Fenster nicht.

In andern Briefen setzte Walthard seinen großen Kriegsplan auseinander, seinen Rettungsgedanken, der ihn stündlich beschäftigte: ‚Die Stadt,‘ sagte er, ‚wird fallen beim ersten Sturm, wie eine morsche Bretterwand vor dem Orkan. Aber wir haben eine feste Burg im Lande, von Gott selber gebaut, an der die Franzosenkugeln und selbst der unbändige Wille des Korsen zu Schanden würden: die Zinnen unseres Hochlandes.

Dort sollten Vorratskammern angelegt werden, dorthin sollte bei nahender Gefahr die Regierung mit dem Staatsschatze sich zurückziehen und dem Feinde Trotz und Hohn bieten.'

Er trug diesen Plan auch dem Rate vor; die meisten Landesväter aber lächelten ob solcher Schwärmerei oder schüttelten den Kopf darüber. Der Schultheiß Friedrich von Steiger jedoch drückte Walthard nach der Sitzung die Hand; denn dem alten, feurigen Herrn zernagte die Ahnung eines ruhmlosen Unterganges seiner Stadt das Herz, und er schloß jeden in sein Gemüt, der mit ihm fühlte und litt und bereit war, sich der nahenden Schmach entgegenzuwerfen.

Julia las diese Berichte und Pläne anfänglich ohne Teilnahme, aber da sie für ihre Vaterstadt fühlte wie ein Kind für seine Mutter, wurde sie, ohne es zu merken, Walthards Parteigenossin, und so geschah es etwa, daß sie die Briefe mit erregter Hand erbrach.

Das Jahr 1797 ging zu Ende wie ein schwüler Sommertag, der ein Gewitter versprochen, sich aber begnügt, düstere Wolkenschatten ins Land zu werfen, aus der Ferne zu donnern und mit zuckendem Pinsel in bleicher Feuerschrift die Verheißung eines gewitterschweren Morgens in die Dämmerung zu malen.

In Berns Unterthanenlanden ward der Geist der Empörung immer lebendiger, ja selbst in der Hauptstadt fehlte es nicht an unzufriedenen Köpfen, die im Umsturze des Gemeinwesens ihr Heil erblickten. Aus Frankreich kamen Wühler, die wie Wanderratten sich einnisteten, um das Fundament des wackeligen Staates völlig zu zerstören, und es war für sie eine leichte Arbeit, alles einheimische Ungeziefer für das Werk der Zerstörung zu gewinnen. Einer der nützlichsten ward für sie der lange Vischer, der hoffte, bei einer neuen Ordnung der Dinge nach Verdienst ans Licht gerückt zu werden. Durch ihn waren die fremden Agenten stets trefflich über alles unterrichtet, was in den Räten verhandelt und beschlossen wurde, und er betrieb sein Werk mit so viel Schlauheit, daß nur wenige Verdacht schöpften und keiner Beweise in die Finger bekam.

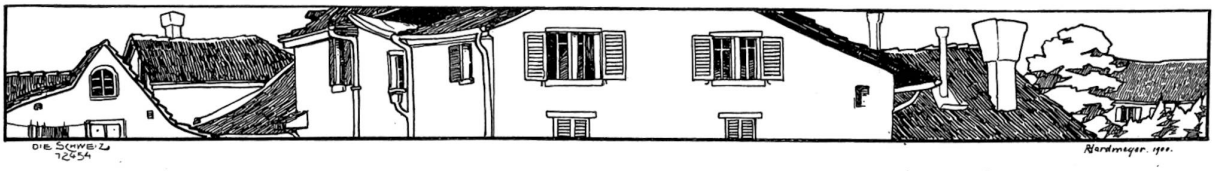
Auch Dietbert, der Gerber, ließ sich betören. Sein Liebesunglück hatte ihm allen Halt genommen, so daß er sein Lebensschifflein in ein trübes Fahrwasser treiben ließ. Er vernachlässigte seinen Beruf, sann auf Rache und schwor allen Aristokraten böse Tage. Er bildete mit Gleichgesinnten einen geheimen Bund, in dessen Versammlungen rote Mützen getragen und hitzige Reden geführt wurden. Das währte aber nicht lange. Einst, als Dietbert mit heftigen Worten für die Handwerker und Kaufleute Freiheit in Handel und Gewerbe und Anteil an den Regierungsgeschäften verlangte, entstand eine seltsame Bewegung in dem düstern Saal: die eine Hälfte der Mitglieder des Bundes entpuppte sich als Polizisten, und diese Hälfte fiel erbarmungslos über die verblüffte andere her und führte sie in den Turm.

Ein paar Tage darauf wurde Dietbert ohne alles Aufsehen an die französische Grenze gebracht und dort mit der Bemerkung entlassen: da er, wie man vernommen, an den Staatseinrichtungen der Heimat gar vieles tadelnswert und unvollkommen finde, wolle man ihm Gelegenheit geben, sich auf fremder Scholle niederzulassen und die Segnungen eines fremden Regimentes zu kosten. Das werde ihm sicherlich angenehm und erwünscht sein, umsomehr, als die Reise bis zur Grenze kostenfrei sei. Man wünsche ihm alles Gute für sein Fortkommen und habe nur eine Bitte an ihn, nämlich, die Heimat ohne die Erlaubnis der gnädigen Herren und Oberen nicht wieder zu betreten. So gab man ihm das Landrecht auf den Rücken, wie man damals sich auszudrücken pflegte.

Mit einem bösen Fluch wandte Dietbert der Heimat den Rücken und schritt mit Thränen der Wut in den Augen davon. Er hatte kaum drei Meilen Weges zurückgelegt, als er die langgesuchte Rache in der Gestalt von französischen Kriegsscharen fand. Er trat in ihre Reihen ein, und noch im Jänner rückte er mit ihnen in die Waadt ein, nicht, wie er sich vorgestellt hatte, in blutigem Kampf und über die rauchenden Trümmer der Dörfer weg: das blühende Unterthanenland fiel den Fremdlingen zu, ohne daß sie einen Schuß zu lösen, ohne daß sie einen Säbel zu ziehen brauchten.

In Bern begriff man nun endlich, daß der Krieg die Stiefel angezogen hatte. Man schickte die wenigen verfügbaren Truppen ins Feld den beiden feindlichen Heeren entgegen, die von der Waadt und vom Rheine heranrückten, um vor den Thoren der Hauptstadt sich die Hand zu reichen.

Auch Walthard verließ die Stadt mit seinen Jägern; bei Pfauen, einem Dörfchen unweit Murten, sollte er sich festsetzen und die Grenze schirmen. Als er mit der entschlossenen Schar durch die Stadt zog und an seines Vaters Haus vorbeischritt, erblickte er im Erker den



Blinden und Berni wie an dem Tage, da er als Landvogt von Habsburg seinen Umzug gehalten. Er sprang vom Pferde, um seinem Vater nochmals die Hand zu drücken, und als er seine Sohnespflicht erfüllt hatte, stieg er rasch entschlossen in das Gemach seiner Frau hinauf. Sie stand am Fenster und blickte in die Straße hinab nach den vorüberziehenden Soldaten und bemerkte Walthard erst, als er neben ihr stand.

‚Ihr wagt . . . .‘

‚Ich ziehe ins Feld und komme euch ‚Lebewohl‘ zu sagen.‘

‚Lebt wohl!‘

‚Reicht mir die Hand, ich marschiere dann froher.‘

Sie faßte zögernd seine dargebotene Rechte und sagte: ‚Schirmt das arme Vaterland und kehrt heil und siegreich wieder.‘

Das Wort gab ihm Mut. ‚Laßt uns versöhnt, laßt uns als Freunde auseinandergehen, Julia.‘

‚Als Freunde des Vaterlandes, ja!‘ entgegnete sie mit scharfer Betonung.

Er biß sich in die Lippen und ging davon, und bald darauf entfernten sich unten auf der Gasse die pochenden Hufe seines Pferdes, schnell wie von der Verzweiflung gejagt.

Von diesem Tage an waren die untern Gemächer im Galdischen Hause noch einsamer als zuvor. Der Blinde weilte fast vom Morgen bis zum Abend oben, mit dem alten Heidek plaudernd oder sich mit Julia unterhaltend; oft auch saß er ruhig da und lauschte auf das Kommen und Gehen der jungen Frau, ihrem ordentlichen Walten wie mit sehenden Augen folgend. Dann spielte wohl ein Lächeln auf seinem ruhigen Antlitz, bis plötzlich ein ernster Zug darüber glitt, wie ein Wolkenschatten über ein sonniges Gelände: von Julia war sein Sinnen hinausgeschweift in den weißen, frostigen Wintertag, zu seinem Walthard, den er unfroh wußte, und düstere Ahnungen beschlichen sein sonst so sonniges Gemüt.

An seiner Seite saß meistens Berni, sein Führer und sein Augenlicht. Dem war das Weilen in Julias Nähe seit einiger Zeit gar süß und ‚heimelig‘ geworden. War er ferne von der jungen Frau, so erfaßte ihn eine seltsame, fast beängstigende Unruhe, ein wehmütiges und doch seliges, ein liebes und doch drückendes Gefühl, das früher seiner Kinderbrust fremd gewesen war. Wo er stand und ging, folgte ihm Julias ernstes Gesicht, über das nie der Schimmer aufrichtiger Freude glitt. Sie erschien ihm wie ein Wesen aus einer frühlingsheitern Welt, das in ein rauhes Winterland versetzt worden und sich nun mit dumpfer Gelassenheit in sein Los schickt und die Hoffnung unter einen Grabstein gelegt hat. Diese ergebene Schwermut rührte des Knaben Herz.

Zweimal jede Woche mußte Berni die Stadt verlassen und vier Meilen weit auf schneeigen Straßen wandeln, hinaus zu Walthard mit des blinden Vaters Grüßen. Auf dem ganzen Wege schritt Julias Gestalt neben ihm, ihn zu gewaltigen Kriegsthaten und zum Frankenhaß entflammend, denn in der kriegerischen Zeit und in dem vaterlandsliebenden Hause war in ihm die Thatenlust erwacht, was ihm von seiten seines Präzeptors manche Spöttelei eintrug; denn Wiegsam besaß nur so viel Gesinnung, als etwa zum Strumpfstricken nötig ist. Berni ließ sich aber von ihm nicht abhalten, in Gedanken gegen die Rothosen auszuziehen, ihre Schlösser zu erstürmen, Julia aus ihren Händen oder aus einer flammenden Stadt zu erretten, und war selig in seinen Kinderträumen.

Hatte Berni in Pfauen seinen jungen Herrn gefunden, so führte ihn dieser in die Küche seiner Jäger und ließ ihm Soldatenkost vorsetzen, und war der Hunger bemeistert, galt es, vom Vaterhause zu erzählen, und es durfte auch nicht das Geringste vergessen werden. Dabei fielen die Schilderungen, die der Knabe von Julia und ihrer Geschäftigkeit machte, so anmutig und lebendig aus und gerieten die Worte so warm und freundlich, daß Walthard ihn mehr als einmal an den Schultern faßte und, ihm forschend ins Angesicht sehend, sagte: ‚Du hast gute Augen, Bübchen! Bei Gott, du siehst mit dem Herzen! Ja, so ist sie! Und nach mir fragt sie nicht?‘ Und Berni mußte den Kopf schütteln, und es ward ihm dabei weh ums Herz, so weh, wie es wohl Walthard selber war. Setzte sich sein Herr dann hin, um zwei Briefe zu schreiben, den einen an Julia, den andern an den Blinden, so überlegte das Bübchen bei sich, wie schön es wäre, wenn die beiden Menschen, zu denen er sich hingezogen fühlte wie das Auge zum Licht, einträchtiglich miteinander lebten und er mit ihnen, sich an ihrem Sonnenschein erquickend. Und dann dämmerte wohl in ihm die Ahnung auf von dem tragischen Geschicke zweier guter Seelen, die einander glücklich machen könnten, aber in der Finsternis sich nicht treffen.

Waren die Briefe abgefaßt, so steckte sie Berni in seine Busentasche und trat eilig den Heimweg an, denn er wußte, daß vor dem Weiler mit seinem lauten Soldatenleben Julia auf einsamer Straße auf ihn harrte.

Mit einer Brust voll Kriegsluft und Kriegslust und noch voller von unsäglicher Sehnsucht schritt er in der Abenddämmerung durch das Stadtthor und pochenden Herzens über die Schwelle des gastlichen Hauses, das ihm zur Heimat geworden. Wenn er Julia den Brief überreichte, vermochte er seine Zunge nicht zu zügeln und begann von den Jägern zu berichten, und wie er von Pfauen aus auf einem Hügel etwas Rotes im weißen Schnee gesehen habe. Das seien Franzosen gewesen; denen hätten die Jäger durch die Hände gar lustige und höhnende Dinge zugerufen, die die andern ruhig eingesteckt; so feig seien sie.

Horchte ihm Julia aufmerksam zu und merkte er, daß sein Geplauder ihr nicht unlieb war, so wagte er auch, ein freundliches Wort für Walthard einzuflechten: wie lieb ihn die Jäger hätten und wie gern sie mit ihm den Franken entgegenzögen, wie er aber stets traurig sei und gar bekümmert nach ihr frage ....

Immer, wenn er so weit war, wandte sich Julia weg, und das preßte dem Bübchen manchmal heimliche Thränen aus den Augen.

Der Winter ging zu Ende, mit ihm die Tage Berns. Die fremden Diplomaten hatten die Regierung so lange hingehalten, bis sie zum Schlagen völlig gerüstet waren: in den ersten Tagen des März, als schon der Frühling auf den sonnigen Halden saß, zogen sie ihre Scharen enger zusammen, wie sich die Finger einer Hand zur Faust ballen, und begannen die Feindseligkeiten. In der Stadt herrschte Aufregung und Verwirrung. Die ersten Nachrichten, die von den Kampfstätten eintrafen, waren entmutigend: schon hatten Führer und Truppen Beweise ihrer Unfähigkeit abgelegt, schon erging als letztes Mittel in der Not der Ruf zum Landsturm.

Da versammelte sich nochmals die alte Regierung in den frostigen Morgenstunden eines Märzsonntags. Die feindlichen Generäle hatten die gnädigen Herren aufgefordert abzudanken und einer Frankreich angenehmen Regierung den Platz zu räumen. Ein kurzer, aber erbitterter Kampf entspann sich in dem ehrwürdigen Saale des alten Rathauses: des Landes Ehre rang mit des Landes Schmach und wurde von der mächtigeren zu Boden gedrückt: die meisten Landesväter, an sich und am Volke verzweifelnd, gaben sich selber auf, sie waren innerlich morsch wie die Eisschollen, die draußen noch da und dort an der Sonne lagen und beim geringsten Stoße zerbröckelten.

Es wurde eine neue Regierung eingesetzt, und der greise Schultheiß v. Steiger stieg von seinem Stuhle herab, auf dem er in dieser letzten Stunde noch mannhaft gegen die feige Uebergabe und für ehrenvollen Todeskampf gesprochen hatte. Alle, Freunde wie Gegner, erhoben sich von ihren Sitzen, als der ehrwürdige, aufrecht gebliebene Greis durch ihre Reihen dem Ausgange zuschritt, entschlossen, seine persönliche Ehre auf dem Schlachtfelde zu retten, nachdem die Ehre des Landes in Fetzen von seinem Amtskleide gefallen war. Er glich einem Geiste aus der ruhmreichen Vergangenheit Berns, der in dieser Stunde der Not herumwandelte, um die entarteten Söhne mit strafenden Blicken und wie ein treues Gewissen an Pflicht und alte Kraft zu mahnen. Unter der Thüre stand er still und warf einen ernsten Blick über die Versammlung, dann drehte er ihr stolz den Rücken und schritt über die Schwelle. Seine wenig zahlreichen Parteigenossen folgten ihm, um nach seinem Beispiel in den Reihen der Krieger ihr Leben für die verlorene Sache in die Schanze zu schlagen; unter ihnen war Walthard, der zu der wichtigen Ratssitzung hereingeritten war und mit dem Feuer der Jugend den Schultheißen unterstützt hatte.

Als Friedrich v. Steiger vor das Rathaus trat, empfing ihn das angesammelte Volk, das mit Spannung auf den Ausgang der Sitzung geharrt hatte, mit Hochrufen; wie er aber von der Treppe aus mit einer Geberde, die des Wortes nicht bedurfte, die Schmach des Landes verkündete, erbrauste der ganze Platz vor Wut und Entrüstung, und aus erregten Kehlen scholl der Ruf: ‚Hoch Steiger! Hoch Bern! Hoch die Freiheit! Nieder mit den Landesverrätern!‘

Während der Schultheiß leuchtenden Auges durch die Menge nach seiner Wohnung schritt, um sich zu waffnen, schlug es oben auf dem Münsterturm an, dumpf und bang und zugleich wild und gellend, in abgebrochenem Stöhnen und wütendem Geheul: die Sturmglocke rief das Volk zu den Waffen, und das Volk gehorchte dem Ruf: bei der nahenden Gefahr loderte die lange mißhandelte Liebe zur Heimat und zur Unabhängigkeit in hellen Flammen auf, Kriegsgeschrei füllte die Gassen von einem Ende der Stadt

zum andern, Flintenschüsse wurden abgefeuert, das Geklirr der Waffen wurde immer lauter, und wo sich zwei Bekannte begegneten, drückten sie sich die Hand, sich Mut zusprechend und den Obern fluchend. Das Volk in seiner Verblendung glaubte, es brauche sich nur zu erheben, um das von der Regierung Versäumte gut zu machen und die Tage von Laupen und Murten wieder auferstehen zu lassen.

Walthard trat, ehe er zu seinen Jägern zurückkehrte, in sein Vaterhaus ein. Er fand das Gemach des Blinden leer und stieg ins obere Stockwerk hinauf. Vor der Thüre lag wie immer die Dogge; sie fletschte die Zähne, wie aber der hohe Krieger auf sie zutrat, schlich sie sich kleinmütig und den Schweif einziehend davon. In der Wohnstube fand Walthard das ganze Haus mit bestürzten Mienen. Der Blinde erhob sich und streckte dem Eintretenden die Rechte entgegen. ‚Das ist mein Sohn,‘ sagte er, ‚reiche mir die Hand, daß ich in meiner Ohnmacht und Schwäche etwas Starkes fühle. Ich meinte den Verlust meiner Augen längst verschmerzt zu haben! Oh, daß ich in dieser Stunde der Bedrängnis nichts Sehendes im Kopfe habe!‘

Walthard schlang die Arme um den Greis und drückte ihn lange an die Brust. Dann reichte er den andern die Hand.

‚Ist Bern verloren?‘ fragte ihn Julia mit bebender Stimme.

‚Wir wollen versuchen, es zu retten!‘

‚Thut's, oh, thut's!‘ rief sie flehend.

‚Laßt die vermaledeiten Rothosen nicht in die Stadt,‘ meckerte der alte Heidek, ‚sie wären im stande, selbst uns Greise mit den Flintenkolben totzuschlagen wie Hunde!‘

‚Das wäre das Schlimmste nicht,‘ sagte der Blinde, und es klang wie ein fernes Echo; ‚entweder in Freiheit leben, oder mit tapferer Seele untergehen!‘

Walthard, den es ins Feld trieb, nahm Abschied, zuletzt von Julia. Als ihre Hand in der seinen lag, drückte er fest zu und sagte: „Ich habe euch weh gethan; es geschah aus Liebe und weil es mich getötet hätte, euch an eines andern Arm zu sehen. Verzeiht mir jetzt! Ich gehe; ob ich wiederkehre, weiß ich nicht. Nehmt an, ich sei ein Sterbender und drückt mit der Hand zu, das sei das Zeichen.‘

Wie Julia sich von ihm leidenschaftlich gehalten fühlte, stieg in ihr die Erinnerung an jene Stunde auf, da vor dem Altar ihre Hand wie jetzt ohnmächtig in der seinen gelegen, und mit dieser Erinnerung wurden all die vergangenen Seelenqualen in ihr wieder lebendig, und statt, wie Walthard es verlangte, seinen Druck zu erwidern, suchte sie ihre Hand aus der seinen zu ziehen.

Er sah sie flehentlich an; da er aber auf ihrem Antlitz harte Gedanken las, ließ er sie frei und wandte sich mit rascher Bewegung von ihr. Vor der Thüre mochte ihn sein stolzer Trotz einen Augenblick verlassen haben, wenigstens knurrte ihn die Dogge diesmal herrisch an, als hätte sie bemerkt, daß der Krieger ein Stück seines Mutes und seiner Kraft im Zimmer gelassen.

Julia sah ihm nach, bis er hinter der Thüre verschwand, und da kam es plötzlich über sie wie Reue. Warum war sie so hart zu ihm, da er ging, um seine Brust für das Land und auch ein bißchen für sie den feindlichen Bajonetten entgegenzusetzen? Durfte sie in diesem Augenblick dem grollen, der freiwillig sein Blut für das vergießen wollte, was ihr selber am meisten am Herzen lag? War er nicht der Edelsten einer?

Ohne sich lange zu besinnen, riß sie ein Fenster auf. Unten trat Walthard auf die Gasse und erhob den Blick, als hätte er sie oben geahnt, und sie winkte ihm mit der Hand ihr „Lebewohl“ zu. Einen Augenblick später war er wieder oben auf der Treppe; Julia stand vor der Thüre und ließ sich umschlingen, und seine Lippen preßten sich auf ihre Stirne. Ohne ein Wort sprechen zu können, verließ er sie, und eine Thräne glänzte an seinen Wimpern.

Unaufhörlich und mit angsterfülltem Munde riefen die Glocken die Stadt zur Wehr. Volk wogte durch die Gassen den Thoren zu, in bunten Scharen: Bürger mit Flinten, Säbeln und Pistolen, Landvolk mit Sensen, Gabeln und Flegeln, selbst Frauen und Jungfrauen und Kinder bewehrten sich, um dem Gatten oder Bräutigam, dem Vater oder Bruder zu folgen.

Julia ließ einen Tisch unten vor das Haus tragen, Speise und Trank herbeischaffen und stellte sich selber daneben, um den Ausziehenden eine Stärkung zu reichen; Berni füllte die Kannen, und Wiegsam schnitt Brot und geräucherten Schinken zurecht. Darüber am Fenster saß der Blinde und horchte in die Gasse hinab und winkte den in den Kampf Eilenden, die er nur mit dem Ohre wahrnahm, zu, und es war, als säete seine Hand etwas auf sie herab, einen Segen.

Plötzlich verließ Berni den Tisch und eilte auf einen Mann zu, der in Blauhäuslertuch gekleidet daherkam. Der drückte dem Bübchen die Hand und ließ sich zu Julia führen. Sie erkannte ihn gleich wieder: ‚Armer

Mann,' sagte sie, ‚seid ihr frei? Ihr kennt mich wohl nicht?'

‚Doch, es war am Tag, da der Landvogt von Habsburg seinen Lauf hielt. Heut hat die alte Regierung, ehe sie auseinanderging, allen die Thüren geöffnet, die wegen politischen Dingen, wie sie's nennen, hinter dem Riegel saßen. Politische Dinge! Ha! Rauschgeschwätz war's!'

‚Ihr habt lange gebüßt!'

‚An die zwei Jahre, gute Frau.'

‚Und nun wollt ihr dennoch ....'

‚Man darf es in solchen Tagen nicht so genau nehmen! Das Vaterland ist ja nicht schuld, daß sie so gar unbarmherzig waren. Werden nur die Franken heute über den Jura gejagt, so will ich beim Eid keinem Menschen etwas Uebles nachtragen.'

Dies sagend, schlug er den Kolben seines Gewehres auf das Pflaster, daß es hallte.

‚Ihr seid ein wackerer Mann, thut einen Trunk aus dieser Kanne und Gottes Schutz sei mit euch.'

(Schluß folgt).

Auf der Ferienreise.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Quintus Fixlein.**

IX. In der Pension.

Nun will ich 'mal ein Weilchen rasten,
Den müden Beinen gönnen Ruh'.
Auf wem schon reichlich Jahre lasten,
Der thut nicht gut, zu sehr zu hasten
Und Berg zu kraxeln immerzu.

Das Wandern selbst kriegt satt man schließlich,
Und jeden Tag in anderm Bett
Zu schlafen, macht zuletzt verdrießlich,
Drum wär' 'ne Pause ganz ersprießlich,
Und dieses Dörfchen dünkt mich nett.

Man hat daheim mir sehr empfohlen
Die Pension „Zum wilden Mann".
Hier pfleg' ich meine wunden Sohlen
Und gönne mir ein still' Erholen,
Bis wieder frisch ich wandern kann.

Doch gut wär's, wenn, eh' ich mich binde,
Im Fremdenbuche erst ich seh',
Was sonst ich noch für Gäste finde. —
„Herr **Dr.** A., mit Frau und Kinde."
„Frau B., mit Kindern." — Ach Herrje!

„Herr Fürsprech C. mit Frau und Kindern."
Die reine Ferienkolonie!
Das könnte mein Vergnügen mindern!
Na, vor der Hand soll's mich nicht hindern,
Ich werd' ja sehen, wo und wie.

Allein, was hör' ich da ertönen? —
's ist ein Klavier, — Schockschwerenot!
Wie die gequälten Tasten stöhnen!
Ob ich mich daran werd' gewöhnen? —
„Husarenritt!" — Das ist mein Tod!

Zum Glück schellt's grad' zum Abendessen;
Die Pensionäre finden sich
Allmählich ein bei Tisch und messen
Neugier'gen Blickes mich, indessen
Ich grüße stumm und setze mich.

Ich weiß ja, daß in Pensionen
Man jeden Gast genau besieht.
„Wer mag er sein? Wo mag er wohnen?
Ist er beweibt? Wird sich's verlohnen,
Daß man in unsern Kreis ihn zieht?" —

Meinthalben, — sollt' ich euch nicht passen,
Scheint euch verdächtig mein Gesicht,
Werd' ich mich in Ergebung fassen;
Ich klatsche nicht, ich kann nicht jassen, —
Ich passe wirklich zu euch nicht.

Im übrigen, — der Wein ist sauer,
Das Fleisch ist zäh, die Suppe dünn,
Das Tischtuch schmutzig, — wenn genauer
Ich zuseh', scheint's, daß auf die Dauer
Ich nicht am rechten Orte bin.

Auch stand ich, das gesteh' ich ehrlich,
Noch hungrig von der Tafel auf;
Die Kost ist Kranken ungefährlich,
Doch für Gesunde etwas spärlich, —
Ob ich mir noch 'nen Käse kauf'?

Doch nein, heut leg' ich früh mich nieder,
Der Schlaf der letzten Nacht war knapp.
Herrgott, was hör' ich da schon wieder? —
Man spielt zum Tanz, man gröhlet Lieder, —
„Die Rechnung! — Morgen reis' ich ab!"

(Fortsetzung folgt).